Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933
1931

278 (28.11.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 48

Visual Library

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 278

Nr. 48 — Samstag, den 28. November — 1931

Schwarz-Rot-Gold in der Geschichte

Von Dr. Willi Beils

Seitdem durch Artikel 3 der Reichsverfassung Schwarz-Rot-Gold zu den Reichsfarben erhoben worden sind, gesellte sich zu den bereits vorhandenen Spaltungen im deutschen Volke auch noch die Trennung nach Farben. Wenn auch unter dem Druck wichtigerer Gegenwartsprobleme die Farbenfrage in den Hintergrund getreten ist, so bleibt doch die Frage selbst als Ausdruck politischer Gegensätze bestehen. Deshalb ist auch für die Gegenwart ein Rückblick auf die Geschichte der Farben Schwarz-Rot-Gold sowie der Farben Schwarz-Weiß-Rot lehrreich und notwendig, um eine sachliche Einstellung zu ermöglichen.

Die ältere Geschichte hat die **schwarzrotgoldene** Fahne aufzuweisen. Die Farbenverbindungen Schwarz-Gelb, Rot-Gelb und Schwarz-Gelb-Rot finden sich bereits im frühen Mittelalter. Seit Otto II. (973—983) war der Adler des Reiches Heerbild. Dieser Adler war schwarz und lag auf gelbem (in der Sprache der Heraldik: goldenem) Felde. Rot waren Schnabel und Klauen. Diese Fahne wehte bereits auf den Zügen Friedrich Barbarossas. 1336 wird sie zum erstenmal als „Reichssturmfahne" bezeichnet. Zeitgenössische Darstellungen zeigen diese Fahne mit dem roten Schaft, dem gelben Fahnentuch mit schwarzem Adler und dem an der Spitze flatternden roten Wimpel. Die rote Farbe weist möglicherweise auf die alte „Blutfahne" hin; durch ihre Überreichung übertrug der Kaiser das mit dem Blutbann verbundene Fahnenlehen. Die Verwendung dieser drei Farben im alten Reich bezeugt auch eine Glosse zum Artikel 60 des 3. Buches des Sachsenspiegels, wo der schwarze Adler und die vorn rote und hinten gelbe Fahne besprochen wird. Auch der Vater des deutschen Staatsrechts, J. J. **Moser** (1701 bis 1785) beschreibt die Reichsfahne ähnlich: gelbe Fahne, deren Enden bandartig herabhangen und sich am Ende zuspitzen, schwarzer Adler und rote Stange.

Von diesen drei Farben sind die Kernfarben Schwarz und Gelb unanfechtbar Jahrhunderte hindurch geblieben. Überdies waren dreifarbige Fahnen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fast unbekannt. Sie kamen erst auf unter dem Einfluß der französischen Revolution geschaffenen Trikolore Blau-Weiß-Rot.

Auf diesen geschichtlichen Grundlagen hat sich die neue Fahne der Deutschen entwickelt, und zwar unter dem Einfluß der Napoleonischen Fremdherrschaft. Der Schöpfer dieser neuen Fahne ist der Turnvater **Jahn**. Die Farben Schwarz-Rot-Gold sollten erinnern an den Glanz des alten Reiches; sie sollten aber auch Führer sein zu einem neuen, einigen Deutschland. Das **Lützow**sche Freikorps, bei dem Jahn stand, trug zuerst diese Farben, und zwar an seiner Uniform: schwarzer Rock, roter Vorstoß an Kragen und Aufschlägen und goldene Knöpfe. Diese Farbenzusammenstellung war bewußte Absicht. Sie sollte die deutsche Einheit bedeuten; darum wurden auch Nichtpreußen aufgenommen. Wie tief die jungen Patrioten die Bedeutung der Farben erlebten, beweist ihre Erklärung: schwarz ist die Nacht der Knechtschaft, rot das Blut, das der Kampf kosten wird, golden die Sonne der Freiheit, die über Deutschland leuchten soll.

Zum Siege gelangten dann diese Farben, als die neugegründete Vereinigung der deutschen Studentenschaft sie zu ihrem Symbol erkor. Wieder war es Jahn, der an die Stelle der partikularistischen Zersplitterung nach Landsmannschaften die eine deutsche Burschenschaft setzen wollte. In Jena wurde als Vorläufer die Jenaische Burschenschaft gegründet. Unter den Gründern befanden sich viele ehemalige Lützower (12. April 1815). Am 18. Oktober 1818 wurde dann die **Allgemeine deutsche Burschenschaft** gegründet. Die von nun an gültige Fahne zeigte die Farben Schwarz-Rot-Gold in gleichbreiten Querstreifen. Ehre, Freiheit und Vaterland war die Losung aller, die sich um die neue Fahne scharten.

Bald aber begann der Kampf gegen die neuen Farben. Die Freiheitsbestrebungen der deutschen Studenten hatten schon lang das Mißtrauen der reaktionären Regierungen wachgerufen. Als nun „das starke, freie Wort vor dem Herrscherthron" gefordert wurde, als man fragte, wo das vom König versprochene „einige Vaterland der Gerechtigkeit" bleibe, da ließ Metternich die deutsche Burschenschaft für „im furchtbarsten Sinne revolutionär" erklären, „weil auf die Idee der leibhaftigen politischen Einheit Deutschlands gegründet". Nach dem Attentat des unglücklichen Schwärmers Sand wurde die Burschenschaft samt ihren Farben verboten.

Das aber war die Folge der Unterdrückung, daß die freiheitlich gesinnten Studenten das Ziel der nationalen Einheit auf dem Wege der Revolution zu erstreben suchten. Als dann auf dem **Hambacher Fest** (27. Mai 1832) Tausende Studenten die „Vereinigten Staaten von Deutschland" und das „konföderierte republikanische Europa" hochleben ließen, trat die Verfolgung der Burschenschaft in ein um so schärferes Stadium. Die Bundesversammlung erließ am 5. Juli 1832 das Verbot, andere Bänder und Kokarden als in den Landesfarben zu tragen. Aber das schwarz-rot-goldene Panier der Einheit Deutschlands ließ sich nicht durch behördliche Anordnungen austilgen. Das Wahrzeichen der Liebe zu Freiheit und Einheit blieb nach wie vor die verfehmde Fahne Schwarz-Rot-Gold.

Von Regierungsseite setzte dann die sog. **„Demagogenverfolgung"** ein. Unter den Opfern befand sich auch Fritz Reuter, der von seiner siebenjährigen Festungshaft sagt: „Der Weg von Swart-rot-gold nach Spandau is mi gaud nug bekannt".

Interessant ist die Haltung des Bundestages bei Ausbruch der Februar-Revolution in Frankreich. Das beste Vorbeugungsmittel glaubte dieser darin zu sehen, daß er auf Antrag des preußischen Gesandten das schwarz-rot-goldene Banner, das dreißig Jahre für hochverräterisch gegolten hatte, zum Panier des Deutschen Bundes erhob. Am 13. März 1848 wehte die neue Fahne vom Stephansdom in Wien, am 19. März vom Kölner Dom.

Zur Beruhigung der erregten Stimmung in diesen Tagen zog Friedrich Wilhelm IV. am 21. März 1848 in Begleitung seines Gefolges mit einer breiten schwarz-rot-goldenen Armbinde durch die Stadt; eine Fahne in denselben Farben wurde vorangetragen. Eine besondere Anerkennung der alten Farben enthielt dann die Proklamation „An mein Volk!": „Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt". Allerdings sah man in diesen Worten des Königs nur eine schöne Geste, und die freiheitlich Gesinnten betrachteten die schwarz-rot-goldene Fahne als die ihrige. Auf demselben Standpunkt standen die Männer der Ersten deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Die neu gegründete deutsche Flotte führte ebenfalls diese Farben, und 1864 wurde die Befreiung Schleswig-Holsteins von den Dänen unter den deutschen Farben ausgefochten.

Eine tiefgreifende **Änderung** in der Flaggenfrage trat ein, als 1866 Österreich und die Bundesregierungen, die gegen Preußen auftraten, Schwarz-Rot-Gold zu ihrem Symbol erhoben. Nach dem Frieden von Prag wurde dann die schwarz-rot-goldene Fahne aufgegeben, nachdem sie sich im Bruderkrieg bloßgestellt hatte. Schon 1867 wurde für die Handels- und Kriegsflotte eine willkürlich zusammengestellte Fahne Schwarz-Weiß-Rot im Reichstag angenommen. Das Rot führte man auf das Rot-Weiß Brandenburgs zurück; es wurde dann mit den preußischen Farben Schwarz-Weiß vereint. Schwarz-Rot-Gold blieb bei Österreich. Unter dieser neuen Fahne Schwarz-Weiß-Rot (zunächst nur die Fahne des Norddeutschen Bundes) wurde 1870/71 gekämpft. Unter dieser Fahne erfolgten der gewaltige Aufstieg Deutschlands, die Ausbreitung des deutschen Handels, die Erwerbung eines ausgedehnten Kolonialbesitzes und die großen Fortschritte auf kulturellem Gebiet.

Aber auch mit der Gründung des Kaiserreiches war das Ziel der alten Einheitsbewegungen noch nicht erreicht. Der Traum von **Großdeutschland** war noch nicht in Erfüllung gegangen. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Langbehn in seinem bekannten Buche „Rembrandt als Erzieher" den Gedanken ausgesprochen: Es könnte recht wohl sein, daß einer irgendwie eintretenden Erweiterung der äußeren Machtbefugnisse Deutschlands ein abermaliger Wechsel seiner Nationalfarben folgt. Diese Vorhersage ist zum Teil eingetroffen. Als es galt, aus den Trümmern des zusammengebrochenen Kaiserreiches die Existenz des Staates zu retten, da griff man nach dem altehrwürdigen Symbol des deutschen Einheitsstaates, der nach der Absicht seiner Begründer **auch Österreich umfassen sollte.** Wenn auch dieser Gedanke sich nicht erfüllen ließ, so wehen doch diese alten Farben der deutschen Einheit über dem auch nach dem furchtbaren Kriege geeint gebliebenen deutschen Reiche.

Karlsruher Konzerte

Wohl die beiden unvergeßlichsten Gesangsereignisse dieses Konzertwinters werden mit zwei Frauennamen verbunden bleiben. Neulich hielt in einem Sinfonieabend des Landestheaterorchesters Dusolina Giannini jedem, aber auch jedem Scheinwerfer kritischer Betrachtung stand, jetzt war es mit

Maria Ivogün

eine Begegnung, die nicht minder in den Bann schlug und bis zur allerletzten Note des verschwenderisch reichen Liederprogramms die Zuhörer fesselte. Auch sie ist ein Phänomen, ein Naturwunder könnte man fast sagen, denn es handelt sich bei ihrem Gesang weder um Drill, noch um eine sonst bei Koloraturstimmen gerade besonders zu beobachtende künstliche Hochzucht, sondern alles dünkt im klarsten Sonnenschein gewachsen, und noch Stunden nach dem Konzert ist man bemüht, diese seltene Mischung von Naturklang und geschliffenster Technik im Ohr zu behalten, damit sie ja nicht in den Alltäglichkeiten zerfließe. Es gebührt übrigens auch ihrer gewählten Vortragsfolge ein Wort der Anerkennung, weil sie nicht nur auf virtuose Kehlfertigkeit abgestellt war. Mit das Schönste bot sie sogar in ganz einfachen Volksliedern, wobei allerdings der Riesenraum der immerhin zu zwei Dritteln gefüllten Festhalle leider manche intime Reize verschlang. Aber wie darauf wieder das zierliche Persönchen die verwegensten Passagen in den „G'schichten aus dem Wiener Wald" gleich Perltropfen glitzern ließ oder in den stürmisch verlangten Zugaben noch gar des großen Johann Donauwellen duftig wie auf Flügeln eines Schmetterlings aufflattern ließ, da gab es keinen Ausdruck mehr, um diesen unerhörten Duft in Worten überhaupt zu schildern, und selbstverständlich zeigten sich die Unentwegten, die das Podium dicht umdrängten, auch danach noch lange nicht zufriedengestellt. Eng verschmolzen mit ihrer bestrickenden, glockenklaren Gesangskunst fügte sich die Begleitung durch **Michael Raucheisen.** Ihm mußten alle, ob sie nun mit Mißtrauen oder vorgefaßter Begeisterung gekommen waren, Genialität des Accompagnements ebenfalls schnell und bedingungslos zugestehen.

Tags darauf versuchte sich erneut eine junge, einheimische Altistin,

Heidi Paulcke,

im Konzertsaal zu akklimatisieren. Ein empfangsbereites Publikum bestätigte auch hier einen vollen äußeren Erfolg, wie er mit gutem Recht der nobel singenden und um sehr innigen Vortrag bemühten Dame zukam, die selbst in Schuberts „Dem Unendlichen" der Versuchung widerstand, um einer groben Wirkung willen ihrer von Natur dafür eigentlich noch nicht ganz ausreichenden Veranlagung Gewalt anzutun. Von Dvoraks „Biblischen Gesängen" ließ sich gleichermaßen kaum eine liebevollere Deutung wünschen, auch dem hochromantischen Schweizer Othmar Schoeck sowie einigen Strauß-Liedern, die anscheinend noch immer auf keinem Konzertprogramm fehlen dürfen, war sie mit ihrer Stimme, die anfänglich noch etwas klangarm schien, aber nachdem sie sich freigesungen hatte, an Üppigkeit zunahm, eine hingebende Interpretin. In den starken Beifall konnte sich **Hermann Bischler** als gewandter, hie und da allerdings ein bißchen zu zärtlich beschwingter Klavierpartner teilen.

Eine schlichte, aber darob doch eindrucksvoll gehaltene Gedenkfeier (zu Mozarts 140. Todestag) gab dem

III. Sinfoniekonzert des bad. Landesorchesters

ein bedeutsames Gepräge. Dazu war es die einzige Chorveranstaltung innerhalb dieser Konzertreihe, schon das ein Grund mehr, daß diesmal die Festhalle fast ausverkauft schien. Man begann mit der so ganz nach innen gewandten Dramatik von Schuberts Unvollendeter, und wie **Josef Krips** trotzdem sich bemüht zeigte, den von milder Lyrik her empfangenen Grundton der beiden Sätze mit männlicher Kraft zu füllen, das mußte geachtet werden. Nur der gedämpfte Klang des Instrumentalen schien uns im **Andante con moto** zuweilen zu stark aufgehellt, doch war es auch dabei immerhin erfreulich, daß sich der Dirigent — entgegen anderen Auslegungen — genauestens an das vorgeschriebene, von Schubert selbst beglaubigte Zeitmaß hielt. Seine große Mozart-Liebe belegte er sodann durch eine Aufführung von dessen „Requiem", die — weil mit den einfachsten und direktesten Mitteln erreicht — auch entsprechend nachdrücklichen Widerhall fand. Es ist allerdings immer ein selten glückliches Zusammentreffen, wenn bei einem so umfangreichen Werk alles „richtig" gelingt, wenn nicht nur im Vokalkörper eine so vorzüglich geschulte Schar wie der **Bachverein** samt **Sing- und Hilfschor** des Landestheaters den künstlerischen Absichten seines Stabführers durch eine geradezu auffällige Elastizität und absolute Reinheit des Stimmklanges voll genügt, sondern wenn auch das Solistenquartett seine Partien packend und sinnfällig dem Ganzen einzugliedern weiß. Das alles half, die Wiedergabe im Formalen sowohl wie im Geistigen äußerst überschaubar zu gestalten, und sicherte ihr zusammen mit der altgewohnten Sauberkeit in der orchestralen Begleitung eine beispielhafte Rundung und Geschlossenheit — trotz ihrer zwölf Einzelteile. Es wäre übrigens schon heute zu wünschen, daß der Chor im nächsten Haydn-Jahr mit der gleichen Liebe vielleicht sich auch dessen berühmter Nelson-Messe, die nicht viel später entstand, einmal annimmt statt oder neben einem der beiden bekannten oratorischen Großwerke. Die vier Künstler, **Else Blank, Elfriede Haberkorn, Wilhelm Nentwig** und **Franz Schuster,** konnten — wie schon gesagt — ihre prachtvollen Stimmen zu bester Geltung bringen.

Das Collegium musicum der badischen Musikhochschule wendete anläßlich einer

Cäcilienfeier

die Aufmerksamkeit einem der Grundelemente der katholischen Musik, nämlich dem gregorianischen Choral, zu, der, zumal bei einer völlig unbegleiteten und einstimmigen Wiedergabe, wie sie hier in Anlehnung an das Beuroner Vorbild geboten wurde, sich fraglos am meisten vor jeder subjektiven Entstellung bewahrt hat. Denn nur so ist er noch reinste Messenmusik und eng mit den fünf Hauptsätzen des liturgischen Textes verbunden, nur so vermag ein solches A-cappella-Ordinarium auch einen ganz anderen Zweck als alle spätere um die Szenerie des Gottesdienstes pompös aufgebaute Kunstmusik zu erfüllen. Die eigenartige Schönheit und Erhabenheit zu ergründen, die einer im gregorianischen Choralton des frühen Mittelalters gehaltenen Vokalmesse innewohnt, setzt allerdings bei einem modernen Hörer großes Verständnis voraus. Deshalb war es dem Dozenten der Anstalt, dem Herrn Pater **Willibrod Ballmann,** sehr zu danken, daß er nach einführenden Worten über die Patronin der Kirchenmusik jeweils die einzelnen Sätze kurz analysierte, bevor sie dann von Studierenden und Gasthörern des Instituts gesungen wurden. Allein die fünfte Messe aus dem Ordinarium Missae (nach dem vatikanischen Choral) kam geschlossen zum Vortrag und vermittelte trotz ihrer Verpflanzung auf einen ganz fremden Boden nach solch belehrender Vorbereitung wohl jedem einen ungemein starken Eindruck, den noch einige Schluß- und Dankesworte aus sehr berufenem Munde wesentlich vertieften. Die Veranstaltung, mit der das Institut für katholische Kirchenmusik seit seinem halbjährigen Bestehen erstmals vor die Öffentlichkeit trat, fand im überfüllten Konzertsaal des Bürklin-Palais statt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK — Baden-Württemberg

„Der Weg aus dem Chaos"

Von Franz Schauwecker (GDS.)

Seit dem Weltkriege greift eine neue Art, die Dinge zu sehen, immer mehr in den Bereich über, der bis dahin allein der objektiv bemühten wissenschaftlichen Forschung vorbehalten zu sein schien: die weltanschauliche Betrachtung. Es genügt nicht mehr, festzustellen, was gewesen ist, sondern man sucht nach dem Sinn. Zwangsläufig wird damit das Spezialgebiet überschritten; notwendig ist in demselben Augenblick kein Ding, kein Mensch, kein Geschehnis, kein Gebiet des Lebens für sich allein bedeutsam, sondern jedes tritt in seiner vielfältigen Verbundenheit auf, jedes ist zugleich Enkel und Vorfahr, alles strebt auf die Gegenwart hin, und die Gegenwart ist um der Zukunft willen da.

Spengler hat diese Blickweite des inneren Gesichts zuerst über die Horizonte des Lebens gespannt. Und obwohl nichts untrennbar erschien, waren ihm dennoch alle Kulturen durch tiefe Einschnitte unübersteigbar voneinander geschieden.

Mit diesem Bestreben, durch die äußere Schale hindurch in den Kern zu blicken, war zugleich die tatsächliche Gegebenheit in ihrem Wert verschoben, sie wurde zum Gleichnis, und der nächste Schritt führte darüber hinaus aus der Forschung in die Deutung, aus der Ratio in das Irrationale, aus der nüchternen Feststellung der Wissenschaft in die Intuition, in die Prophetie, in den Glauben, aber auch in die Spekulation, in den Aberglauben. Neben die Sachlichkeit trat die Persönlichkeit. Wie die Persönlichkeit, so war jetzt das Endergebnis, je nachdem: seherisch oder sektiererisch, tief oder verdreht, weise oder albern. Dem Dilettantismus und der Eitelkeit waren Tür und Tor zu den wildesten Phantastereien geöffnet. Das war die große Gefahr. Eine Unzahl von gutgläubigen oder bösartigen Betrügern machten ihre Zauberküchen auf und fanden große und kleine Gemeinden der Hilflosen, der Gescheiterten und der Verzweifelten, die von den tollsten Tränken betrunken in diesem Zustand eine vorübergehende Befriedigung fanden.

Sieht man das Gemeinsame und Positive dieser Versuche, dem **Sinn der Geschichte** beizukommen, so läßt sich das eine sagen: die Berechnungen, des mit den bloßen Tatsachen arbeitenden Verstandes, genügen nicht mehr; die Seele versandet dabei, das Gefühl trocknet aus — und es erhebt sich die große Forderung des Herzens, der nicht zu unterdrückende Schrei der Hingabe und der Tat, der Sehnsucht und des Blutes, es erhebt sich überall das Verlangen, nach Gläubigkeit, nach Gemeinschaft, nach dem Sinn des Lebens, des Volkes, der eigenen Tätigkeit, des Willens, des Zieles. Allen Widersprüchen der Methoden, der Ergebnisse ist dies gemeinsam. Das Gesamtbild ergibt eine chaotische Sehnsucht, aus dem bisherigen festen Bestand herauszukommen, weil er nicht mehr genügt, sei er nun marxistisch oder kapitalistisch, patriotisch oder international. Aber dies Chaos, welches sich vorläufig erst innerlich anzeigt, bis es zu äußeren Verwirrungen vorschreitet, dies Chaos ist nur scheinbar. Im Grunde ist es ein unumgänglicher Zustand des Wachstums, das nach den Zeiten der Ruhe, das heißt der unsichtbaren Kräftesammlung, dann in Erschütterungen der gestauten Kraft vor sich zu gehen pflegt.

Einen beachtenswerten Platz innerhalb dieser von den Qualen des Wachstums zeugenden Bücher nimmt das im Verlag Georg Callwey, München, erschienene Buch **„Der Weg aus dem Chaos"** von **Paul Ligeti** ein. (Preis geb. 436 Seiten und 317 Bilder 22 *RM.*)

Ligeti geht von einem Sondergebiet aus, nämlich von der **Architektur** — er ist selber Architekt — erfaßt, unvermeidlich auf seinem Wege, die andern Gebiete der Kultur und gelangt zur geschichtsphilosophischen Betrachtung. Ein dem Wege Spenglers verwandter Gang der Entwicklung. Aber Ligeti ist kein pessimistischer Prophet wie **Spengler**, sondern er blickt in die Zukunft mit der Zuversicht eines durch den Pessimismus hindurchgegangenen Optimisten. Er kennt die Not, und deswegen ist sein Optimismus kein verantwortungsloser Schwarmgeist, der geistreich zu plaudern weiß und über die Tiefen wegredet.

Man darf Ligetis Buch nicht als endgültig werten; man darf nicht eine Bibel in ihm sehen: man darf überhaupt nicht verlangen, daß dies nun ein Buch sei, das seinen Gegenstand erschöpfe und unbestreitbar einordne. Das ist nicht der Fall.

Ligeti sieht in den drei bildenden Künsten der Baukunst, der Plastik und der Malerei Kulturerscheinungen, die sich ausschließen, die als wirklich bestimmende Werte nur nacheinander, nie gleichzeitig möglich sind. Mit Architektur beginnt es, in der Plastik erreicht es seinen Höhepunkt, mit Malerei löst es sich auf. In den Tälern dieser wellenartigen Entwicklung liegt die Musik, die Mystik, die Metaphysik. Wirtschaft und Politik fügen sich diesem Kulturrhythmus ein. Die eine große Welle vom Anstieg bis zum Abstieg gliedert sich wiederum in kleinere Wellen, von etwa je 130 Jahren, die ihrerseits von neuem in sich geteilt sind.

Die großen Kulturen bilden für Ligeti eine große Geschlossenheit, sind selbst eine riesige Entwicklungsfolge und zeigen sich in ihrer Gesamtheit als so beschaffen, daß wir uns heute wieder am Beginn einer neuen allgemeinen Kulturstufe befinden. Im chaotischen Wirbel der Gegenwart erblickt Ligeti nicht den Marxismus, nicht den Kapitalismus als den ruhenden Punkt, sondern als solcher erscheint ihm der Faschismus. In ihm will er die notwendige Einheit der kommenden Entwicklung sehen. Die Kultur erscheint ihm künftig — sehr im Gegensatz zu Spengler —, nicht bedroht, wohl aber die Zivilisation.

Man wird vielem widersprechen. Dort, wo er exakt wird — z. B. in der Festlegung auf einen Rhythmus von 130-jährigem Wellengang des Wechsels —, dort wird man seine Vorbehalte machen. Aber es kommt hier gar nicht auf beweisbare Tatsachen an. Entscheidend ist, daß auch Ligeti Zeugnis ablegt davon, daß der Wille der deutschen Menschen heute danach angetan ist, herauszuwollen aus der Gemeinheit der Materie und in einen Bezirk darüber vorzustoßen, in welchem sie notwendig auf Gott treffen werden.

Besonders zu erwähnen ist die ausgezeichnete Bildersammlung am Schluß mit den im Sinn des Buches gut führenden, knappen Erläuterungen.

An der Vortragsfolge vom

II. Sinfoniekonzert des Philharmonischen Orchesters

interessierte weitaus am stärksten Franz Liszts Dante-Musik mit dem stimmunghaften „Magnificat"-Chorabschluß. Seitdem die Legende umgeht, Liszt, der außerordentliche Virtuos und unübertreffliche Techniker habe zu seinem Unglück geglaubt, auch schöpferisch befähigt zu sein, sind ja Aufführungen seiner Werke und besonders seine Sinfonien nachgerade eine Seltenheit geworden. Aber wenn jetzt z. B. Peter Raabe, der Kustos des Liszt-Museums und hervorragende Dirigent, wieder energisch mit Worten für ihn eintritt und diese Fehlmeinung gründlichst bekämpft, werden vielleicht auch bald Taten folgen und die Zeiten nicht mehr fern sein, wo man sich Liszts, des Komponisten, erinnert und ihm den gebührenden Platz innerhalb der Konzertliteratur zuweist. Natürlich nicht als eines Großmeisters der absoluten Sinfonik, aber doch immerhin als eines Musikers, dessen Vertonung zu Dantes „Göttlicher Komödie" insbesondere keineswegs nur programmatisches Machwerk ist. **Hans Seeber van der Floe** hatte als Reproduzierender die schwierige Aufgabe, den Hörer hinter den ausgedehnten Situationsbildern Inferno und Purgatorio die musikalischen und damit wirklich künstlerischen Werte erleben zu lassen. Es gelang ihm an der Spitze seiner strebsamen Musiker, denen eine noch größere Anteilnahme des Publikums von Herzen zu wünschen wäre, zum Teil recht gut. Jedenfalls lohnte dieses Finale des Konzertes, bei dem sonst noch **Hilde Paulus** (Alt), **Johannes Hautz** (Klavier), **H. Ernst Rahner** (Orgel) solistisch sowie **Lisa Herzog** (Sopran) und der Frauenchor des Munzschen Konservatoriums mitwirkten, einen kurzen Besuch vollauf. H. Sch.

Denken beim Schenken

Wir müssen uns, glaube ich, in diesem Jahr mehr denn je darüber klar sein, daß man gar nicht viel Geld braucht, um Kindern eine Weihnachtsfreude zu machen. Nicht dadurch, daß man billigen Schund kauft, der viel vorstellt und nichts wert ist, sondern dadurch, daß man sich ein wenig Mühe gibt, Dinge zu finden, die im Verhältnis zum Preis viel hergeben, aus denen das Kind etwas heraushält.

Der **Verlag Otto Maier in Ravensburg** hat sich diesem zeitgemäßen Bedürfnis angepaßt. Seine besondere Liebhaberei — wer kennt nicht das berühmte **„Fang den Hut!"** — sind Spiele. Dieses Jahr taucht ein **Fliegerspiel** auf (Nr. 431a 3,50 RM., 431b 2,50 RM.) mit 4 Flugzeugen und Passagieren, die es zu befördern gilt, natürlich mit Hindernissen, die neben dem Zufall auch der Gegner bereitet. In **„Huckepack"** (Nr. 432a 3 RM., 432b 2 RM.) kann man sich auf Kosten der Mitglieder zum Ziel befördern lassen, muß allerdings gewärtig sein, daß man unfreiwillig selbst dem Gegner zum Gewinn hilft. Ein ganz neues Spielprinzip, das sich nicht auf Zufall und Geschick aufbaut, bringt **„Gleich und Gleich"** (Nr. 434, 1,50 RM.). Das richtige Schätzen der Größe farbiger Scheiben ist für das Gewinnen ausschlaggebend. Aus einer neuen Reihe von 12 Spielen, die besonders das sinnreiche Spiel billiger Preislage (1 RM.) pflegt, seien besonders **„Hopp"**, **„Rondo"** mit neuem Bewegungsprinzip nach dem Richtungswürfel und **„Dreieck"** als hochinteressantes, neues Brettspiel für zwei genannt.

Eine notwendige Ergänzung des Unterhaltungsspiels ist das sogenannte Beschäftigungsspiel, eine etwas langweilige, pedantische Bezeichnung für eine Gruppe besonders bei Kinder zeichnerischer und handfertiger Begabung sehr beliebter, erzieherisch wertvoller Ausgaben, bei denen besonders die mit einfachen Mitteln erzielte geschmackvolle Ausstattung auffällt. Das Kästchen **„Bunte Buchzeichen"** (Nr. 437) läßt farbige Kartonstreifen mit gestanzten Bundblättchen schmücken, ebenso **„Kartonmäppchen mit Buntschmuck"** (Nr. 438) und **„Pappkästchen"** (Nr. 439), je 1,20 RM. Besonders für Mädchen eignen sich die in systematischem Aufbau sich ergänzenden Kasten **„Buntsticken auf Stramin"** (Nr. 421, 3,25 RM.), **„Sticken auf buntem Rupfen"** (Nr. 422, 2,75 RM.), **„Näh- und Stickarbeiten auf Kongreßstoff"** (Nr. 423, 3,25 RM.) und **„Näharbeiten aus farbigem Leinen"** (Nr. 424, 3,75 RM.).

Das **„Bildermalen mit Stanzfiguren"** (Nr. 418, 2,50 RM.) ist eine mehr anspruchslose amüsante Sache, besonders für noch ungeübte Zeichenkünstler zu empfehlen.

Sehr unterhaltend ist **„Katei und Matei"** (2 RM.), eine bilderbuchartige Geschichte vom ländlichen Geschwisterpaar, das in die Stadt reist. Das Kind macht die Bilder selbst fertig durch Einkleben bunter Stücke in vorgedruckte Kontur.

Kitschfrei nennt der Verlag mit Recht seine neuen Vorlagen für Laubsägearbeit, die den immer noch zahlreichen Freunden dieser Technik neuen Stoff bringen wollen. Nach den Heften entsteht das entzückendste Spielzeug, **„Bauernhof"** (Nr. 1905) und **„Puppenstube mit einfachen Möbeln"** (Nr. 1908), je 80 Rpf.

Eine **neue Reihe**, der technisch orientierten männlichen Jugend zweifellos besonders willkommen, stellt sich als **„Technische Baubogen"** vor. Die aus den Bogen geschaffenen Modelle wollen nicht nur Schaustücke sein, die an der Decke aufgehängt oder auf den Schrank gestellt verstauben, sondern wirkliches Spielzeug. Die im Vergleich mit Holz oder Metall begrenzte Haltbarkeit wird neben dem billigen Preis durch den großen Reiz des Selbstbauens aufgewogen. Das **„Verkehrsflugzeug"** (Nr. 1701, 65 Rpf.) ist eine naturgetreue Wiedergabe eines modernen 10sitzigen Typs. Das Flugzeug kann mit oder ohne Antrieb gebaut werden. An einem Faden aufgehängt zieht es mit surrendem Propeller seine Kreise in völliger Ruhe und Sicherheit. **„Drei Segelflugzeugmodelle"** (Nr. 1702, 65 Rpf.), zwei kleine, nämlich eine „Schwalbe" und ein schwanzloses Modell, segeln frei wie ihre großen Brüder und vollführen weite, lange Flüge. Natürlich fliegen sie auch kleine Strecken, also im Zimmer. Das größere Modell von 57 Zentimeter Spannweite ist das genaue Abbild unserer Hochleistungssegler. **„Motorboot und Segelboot"** (Nr. 1703, 1,20 RM.) fahren zwar nicht im Wasser, aber auf jeder anderen Fläche, wie Tisch, Stubenboden. Das Segelboot in Bewegung zu setzen, genügt die normale Puste, dabei ermöglicht eine einfache Steuer- und Segeleinstellung ein richtiges kunstgerechtes Segeln. Als Material sind beigegeben Achsen, Räder usw. Das Auto, ein 4sitziges Kabriolett (Nr. 1704, 1,50 RM.), 32 Zentimeter lang, von sportlicher Eleganz, rot mit viel **„Nickel"**. Beigegeben sind Räder für fünffache Bereifung, Achsen und Achsenscheiben, ein Blatt **„splitterfreies Glas"**. Ein kleiner, für wenig Geld käuflicher Zugfedermotor genügt als Kraftquelle für schneidige Fahrt.

Anschließend daran sollen noch neue Bände der für die Erziehung zur Selbsthilfe vorbildlichen Sammlung **„Spiel und Arbeit"** erwähnt werden. Der Band **„Wie lerne ich installieren"** (Band 126, 2,25 RM.) erschließt dem Nichtfachmann das dankbare Gebiet der häuslichen Schwachstromanlagen. Das **„Puppenhaus"** (Band 123, 1,80 RM.) soll der Bruder der kleinen Schwester bauen: neu und luftig mit Flachdach, Sonnenterrasse und Planschbecken ermöglicht es für die Puppen ein „befreites Wohnen". **„Rumpfflugzeug und Ente"**, Modelle von erstaunlicher Leistung im freien Flug, beschreibt Band 127 **„Hochleistungsmotormodelle"** (2,25 RM.).

Literarische Neuerscheinungen

Coudenhove-Kalergi: Stalin & Co. (Paneuropa-Verlag, Wien. 54 Seiten, Kleinoktav, brosch. 90 Rpf.) — In dieser soeben erschienenen Broschüre radikalisiert der Verfasser sein bisheriges Paneuropa-Programm zur Forderung einer gemeinsamen europäischen Armee, Außenpolitik und Wirtschaftspolitik als einziger Mittel zur Verhinderung der russischen Invasion, der kommunistischen Revolution, des völligen Zusammenbruches der abendländischen Kultur. Jeder, der sich für das europäische und russische Kulturproblem interessiert, sollte diese kurze Schrift lesen.

Marie Cauer: Eine glückliche Insel. Ein Vierteljahrhundert deutscher Arbeit in San Remo. (196 Seiten, Preis 4,50 RM. Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart, Färberstr. 2.) — Das vom evangelischen Standpunkt aus geschriebene Buch ist eine Fundgrube für alle Menschen, die führend oder selber arbeitend in irgendeiner Weise im Krankenpflegeberuf stehen. In tausend lebendigen und oft so humorvollen Zügen anekdotisch hingestellt und in betrachtender Weisheit baut sich sein Dasein glücklichster Verbundenheit zwischen Schwestern, Kranken und der Leiterin auf, eine wirkliche, nicht nur sogenannte Arbeitsgemeinschaft, die auch alle Mitarbeiter bis zum kleinsten Küchenjungen umfaßt. Gemeinsame Arbeit, gemeinsam getragene Nöte, gemeinsame Feste und Feiern, gemeinsamer Wille „zu helfen ohn' Warum", einander und den anderen, den Fremden und den deutschen Landsleuten in der Fremde. Obgleich im ganzen Buch kein einziges Mal das Ich-Wort gebraucht ist, wird doch jedem denkenden Leser deutlich, daß die Verfasserin, die langjährige Oberin des Kaiser-Friedrich-Krankenhauses in San Remo, aus eignem Erleben erzählt. Aus der Schilderung, die sie gibt, entsteht ungesucht das Bild der führenden Frau, einer Persönlichkeit voll praktischer Lebensweisheit, voll Güte und beseelender Kraft, eine Selbstbiographie wider Willen von starker Wirkung und Ausströmung.

Paul Schreckenbach: Die Pfarrfrau von Schönbrunn. Eine Erzählung aus den Tagen Friedrichs des Großen. (21.—25. Tausend. 136 Seiten. Preis gebd. 3 RM. Quell-Verlag der Ev. Gesellschaft, Stuttgart.) — Die treffliche Erzählung von Schreckenbach ist in neuer, hoher Auflage erschienen. Ein Beweis, wie gern sie gelesen wird. Sie zeigt die ganze köstliche Erzählungskunst Schreckenbachs. Auf dem Hintergrunde des Siebenjährigen Krieges spielt sich die spannende Handlung ab. Der große König ist mit wenigen Strichen wahr und in seiner soldatischen Einfachheit trefflich gezeichnet.

Cécile Ines Loos: Die Rätsel der Turandot. Roman. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin.) In Leinen gebd. 6,75 RM. — Wo andere, schwächere Naturen längst erstickt wären in dem Schlamm des Daseins, da trägt Tura noch immer ungekränkt den Funken ihres Selbstbestimmungsrechtes in sich. Nach langem Irren und Dulden findet sie den ebenbürtigen Künstler, den Kameraden, der ihr emporhilft. Tura, die Vielgeprüfte, wird Tänzerin. Und dann geht auch ihr Kindestraum vom blauen Tiger, ihr höchster Wunschtraum von der Ebenbildlichkeit des eigenen Ichs mit dem Schöpfer in Erfüllung: Tura begegnet der indische Tempeltänzer Deben. So begegnet in Goethes tiefsinniger Legende dem armen verlorenen Kinde Mahadö, der Herr der Erde.

25 Jahre Thompson-Bücher. Es war ein gewagter Versuch, als vor 25 Jahren die Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart die Bücher von **E. Thompson Seton** erscheinen ließ. **Novellen aus dem Leben von Tieren** waren damals etwas ganz Unbekanntes, aber irgendwie muß es doch in der Luft gelegen haben, denn nachdem einmal Thompsons erste Bücher den Weg ins deutsche Publikum gefunden hatten, da traten gleich eine ganze Reihe von Dichtern und Schriftstellern — Berufene, wie etwa Hermann Löns, und weniger Berufene — auf, so daß man Thompson mit Recht den Vater der Tiergeschichte genannt hat. Thompson kennt die Tiere, er dichtet sie nicht, holt sich keine Menschen her und zieht ihnen ein Fell über, er treibt keine Psychoanalyse und versüßlicht niemals. Kein Zoologe kann ihm an den Wagen fahren. Was er schreibt, ist Wissen, geholt aus einer unendlich mühsamen und liebevollen Beobachtung, aus einem Leben in Prärie und Urwald. Ja, es stecken viele Nächte, auf einem Baumast zugebracht, viele Tage im Sattel, im Rohr, im Gebirge, Schweiß und Blut und Morgentau darin. Man kann keine einfacheren Worte finden als Thompson, um die tausend feinen, großherzigen und rührenden Züge der Tierseele zu beschreiben, und jede einzelne seiner Geschichten ist ein ergreifendes Schicksal, ein Werk aus Fleisch und Blut, lebendig und wahr, ob nun Zottelohr, der Hase, oder Bingo, der Wolfshund, ob Jochen Bär oder Mutter Krickente, ob Hirsche, Bären, Wölfe, Katzen, Fasanen, Krähen Helden der Erzählung sind. Es gibt Thompson-Bücher in allen Preislagen. Schon für 2,50, für 3,20, 4,80 und 5,60 *RM* sind sie zu haben. Die bekanntesten sind: **„Bingo"**, „Tierhelden", „Tiere der Wildnis" und „Prärietiere". Wir wollen aber heute noch ganz besonders auf die reizvolle Erzählung „Fahnenschwanz und Sandhügelhirsch", auf die billigen Bände „Domino Reinhard" und „Monarch der Riesenbär" hinweisen.

Fabelhaft, Henrik! Ein Kriminalroman für die Jugend. In einer Bank ist eingebrochen worden . . . Wer ist der Täter? Im Walde liegt ein Toter . . . Wer ist der Mörder? Die Polizei sucht, noch einige andere Leute suchen — und auch einer von den vier Jungen sucht. Aber wer den Verbrecher findet — oder sind es mehrere? —, das wollen wir doch lieber nicht verraten. Die Spannung ginge verloren. Wer also seinem Jungen ein spannendes, dabei nicht überreiztes Buch schenken will, greife zu „Fabelhaft, Henrik!". Es ist genau so gut wie sein Titel, hat 6 farbige Tafelbilder und ist mit 4,80 RM. recht preiswert. (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.)

Sohnreys Dorfkalender 1932. (Verlag von Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. Oder und Berlin SW 48. 104 Seiten Quartformat. Preis 90 *Rpf.*) — Wer diesen Kalender noch nicht kennt, dem sei dringend geraten, es einmal mit ihm zu versuchen, er wird ihn bald lieb gewinnen und nicht mehr missen wollen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg